

Der Welt.

Von Marg. Glauert.

Wird herum die Still der Nacht.
D'ra, dumpfe Saiten flüchten
Durch den Raum so drohend, leicht.

Und des Talglichts flackernd Schein
Zittrig erlosch rings umher.
Dampf von Graun' gequillt ein,
Dem sich Schweißgeißel.

Eines Weibes trumm' Gestalt
Wagt sich über Ganges Schimmer,
Gleich, doch kein Herz ist kalt,
Denn es lecht nach Klang und Rimmer.

Selbst der Dünge an ihm zehrt,
Gleich ist er und verkommen,
Gleich und Klang, das er begehrt,
Ist ihm nicht genommen.

Und die Hände, fest umtaillt,
Greifen nach dem Gold, dem fatten,
Dessen Ritzern schänd' verhallt,
Räucher, cinder Gewalten.

Eine Augen weiten sich,
Nacht und Dunkel zu durchdringen,
Was, als wenn herein nicht leicht
Etwas mit gar fernem Schwingen?

Da — droht da nicht eine Hand,
Mir, mit warmerm Gebehrde?
Doch dem Geis' vor Schwere wird's kalt,
Dampf und Irr' fällt auf zur Erde.

Nachdem lüft das ärmlich' Licht,
In dem Raum herrsch' Todeschwärze,
Gold und Klang verwehret liegt,
Wange Schatten nur sich zeigen.

Die Biographen.

Novellette von Alfred Ruffin.

Es war abgemacht: Der hochange-
sehene Publizist Bellangin hatte sich
gegen Aufhebung des halben Ertrags-
nisses bereit erklärt, die Vorrede des
Wertes zu verfassen, das sein Freund
Daubac am nächsten Tag in Angriff
nehmen wollte: ein Buch über das
Leben und die Werke des berühmten
Jean Loutardeau, dem eben jetzt ein
Denkmal gesetzt worden war. Die
beiden Freunde saßen dicht nebenein-
ander an einem Tisch des Café Gouf-
sepin, zum letzten Male noch in dem
Wulst von Dokumenten durchsuchend,
die Daubac durch Größt'st zugesandt
waren und die seine umfangreiche
Mappe kaum zu fassen vermochte.

„Es ist eine Goldgrube!“ hatte der
Verleger Caruelle erklärt, der die
Publikation übernehmen wollte, und
Daubac wiederholte nochmals, auf
welche Weise er in den Besitz dieses
Schatzes gelangt war, den ein Vetter
seiner Frau kurz vor seinem Tode um
den Preis eines Butterbrotes von ei-
nem armen Arbeiter — einem entfern-
ten Verwandten Loutardeaus — er-
standen hatte. Unter diesen Papieren
befand sich alles Mögliche: Manu-
skripte von schon gedruckten, berühm-
ten geordneten Werken, Pläne zu nie
begonnenen Arbeiten, Geburtsurkunde,
Heiratsgüter, Wäherrechnungen,
Reise mit Streifzügen von einem
Weingartenhändler, Quittungen u. s. w.

Bellangin, sepiatisch, wie jeder um-
schmeichelte Journalist, prüfte die
Blätter mit ungeheurerem Interesse
und verweltete bei einzelnen mit einem
Wohlgefallen, das den eiteln Daubac
mit Freude erfüllte. Mehr als fünfzig
Biographien des berühmten Mannes
waren seit seinem Tode erschienen,
aber alle nur kurz gefaßt, unmaßig,
ganz oberflächlich, und trotzdem hatten
sie den Beifall der Neugierigen gefun-
den. Welcher Erfolg war nun von
einem großartigen Werk zu erwarten,
das diesen ganzen Plunder zermalme,
diese Ingerneimlichkeiten in Nichts
auflösen würde!

Für den Bureauchef Daubac war es
keine geringe Ehre, plötzlich seinen
Namen auf dem Titelblatt eines um-
fangreichen Buches zu sehen im An-
schluß an den Namen Bellangins, des
einfachsten Kritikers, dessen lesens-
würdigste Werke immer für
das nächstfolgende Feuilleton etwas
Besonderes in Aussicht stellten und
von seinen Lesern stets mit Begeiste-
rung aufgenommen wurden. Vor
allem aber, welche Wohlthat war diese
Arbeit für den armen Loutardeau!
Eine Fülle von Licht sollte sich über
sein Grab breiten, der Menschheit
die noch unbekanntesten Werke des
großen Dichters offenbaren und die ge-
heimnisvollsten Vorgänge seines
Lebens, seines Denkens, beleuchten.
Wie viele Belehrung konnte die literarische
Jugend aus diesem Werke schöpfen!
Es sollte sie in das Vorgehen beim
Aufbau der Arbeiten einweihen, ihnen
den intellektuellen Zustand des großen
Meisters in verschiedenen Epochen ze-
igen, den Einfluß, welchen Herkunft,
Erziehung, Temperament, Familien-
verhältnisse und andere äußere Um-
stände auf seine Werke ausgeübt hat-
ten, erklären; ganz abgesehen von den
Berichten über seine Wohnungen, seine
Lebensweise, seine Ernährung. Das
konnte man „Die Naturgeschichte eines
Mannes“ nennen, und zwar mit mehr
Recht als die unzusammenhängende
Serie von Romanen, die ein Gefan-
genenjournalist, „Die Naturgeschichte
einer Familie“ betitelt hatte. Beim
Durchblättern dieser werthvollen
Dokumente begeisterte sich Daubac für
die erhabene Rolle, die ihm zugefallen
war, und Bellangin wunderte sich
selbst darüber, daß er einmal in sei-
nem Leben über ein Thema schreiben
konnte, das ihm nicht vollständig
fremd war. Er handhabte die Schrift-
stücke, die ihm so viel Belehrung brin-
gen sollten, mit einer Empfindung
von Ehrfurcht und fühlte sich in sei-
ner eigenen Achtung steigen, als ob
ber unvergleichliche Zauber seiner

Schreibweise nicht schon allein genügt
hätte, ihn über jeden Dichter zu er-
heben! Die Erregung hatte die bei-
den Herren vollständig veranbelt.
Das sehr gemüthliche Gesicht Daubacs
zeigte eine Art von Begeisterung und
etwas Ernstes, Leidenschaftliches be-
lebte die Augen des Publizisten, in
denen die Stammgäste des Café
Goufsepin bisher nie etwas anders
als Apathie und Indifferenz geles-
sen hatten. Sie waren entzückt von
sich selbst und von einander. Die
zahlreichen Gläser des Cham-
pagne, die sie genossen hatten, trugen
höflich dazu bei, dieses gegenseitige
Wohlwollen zu steigern.

Nachdem sie noch bestimmt hatten,
auf welche Stellen sich die Vorrede be-
sonders beziehen sollte, und die beiden
Männer, die den Plan des Werkes ent-
worfen, von Bellangin für gut befunden
worden waren, empfanden unsere
beiden Freunde ein dringendes Be-
dürfnis nach frischer Luft, da ihnen
die Köpfe brannten. Sie verließen
das Kaffeehaus: Der Kritiker, indem
er einige Rauchwolken aus seiner
Londres in die Luft blies und Ma-
dame Goufsepin mit seinem Spazier-
stock einen Gruß zuwinkte, der be-
wundernde Daubac leuchtend, als wollte
er die Gemüthsstimmung des Astenpades
anzeigen, den er unter dem Arm trug.

Es war nahe an Mitternacht, das
Wetter war herrlich, aber empfindlich
kalt. Die beiden Freunde bewohnten
dieselbe Gegend; somit war es ihnen
sehr willkommen, zusammen gehen zu
können, sie hatten sich auch noch man-
cherlei zu sagen.

„Der verdammte Goufsepin,“ be-
gann der Journalist, „hat immer aus-
gezeichnetes Kognak. Mit dieser
Wärme im Magen und einem guten
pfefferfärbten Rod wie der meine ist
man doppelt empfänglich für den
prekidenen Reiz dieser prächtigen
Nacht.“

„Herrliche Räfte!“ murmelte Daubac
vor Frost zitternd und sein fei-
des Halsstück fester um den Hals
schlingend. „Noch nie in meinem
Leben habe ich so viele Sterne leuchten
sehen! Aber, ich habe Sie gehoben,
glaube ich?“

„Du kannst mich getroßt buzen,“
sagte Bellangin, „ich sehe überall
Sterne, sogar am Boden: nehmen wir
uns in acht, sie nicht zu zerretzen!“

„Ja, gewiß! Lieberwird es
uns nasse Füße eintragen, denn sie
sind alle in der Gasse,“ fügte Daubac
hinzu.

„Wirklich, die Hitze war zu arg in
dem Sotat: ein tüchtiger Marsch in
der frischen Luft wird uns gut thun.
Aber da fällt mir ein, das Denkmal
unserer theuren Loutardeau ist ja
ganz in der Nähe. Können wir nicht
den kleinen Umweg machen, um es
aufzusehen?“

„Stoßartiger Gedanke!“ rief Bel-
langin. „Ich würde mich glücklich
schlagen, die Züge dieses Mannes ken-
nen zu lernen, von dem ich, jetzt da
wir Brüder sind, kann ich die Ge-
heimnisse, niemals eine Zeile gelesen habe.“
Die Sterne mußten ihn prächtig be-
leuchten. Ohne Zweifel wird die
Betrachtung der erhabenen Persönlich-
keit uns in die richtige Stimmung
verlehen, um morgen seine Lebensge-
schichte zu beginnen. Hierher! Gleich
mit Deinem Arm, Bellangin, hier ist
der richtige Weg.“

Und Daubac, der diese Gegend sehr
gut kannte, und etwas weniger Sterne
sah, als sein Begleiter, zog diesen mit
sich fort, genau in der Richtung des
Monuments.

Der biedere Loutardeau war im
Faubourg - Saint - Antoine geboren
und hatte stets Vorliebe für den Ar-
beiterstand betont; waren es doch vor
allem die Arbeiter, die seine patrioti-
schen Reden trällerten und seine Dramen
stets beifällig beklatschten. Der
Stadtrat hatte es jedoch für gut be-
funden, sein Denkmal in einem voll-
ständig neuen Viertel aufzustellen, das
ausschließlich von reichen Fremden be-
wohnt war. Bei Tag sah man nur
Jodeis vorübergehen, und Abends
dieses unheimlich still: kein Leben,
kein beleuchtetes Arbeiterfenster be-
lebte die öden Straßen. Im Gegen-
satz dazu waren einige großartige
Apparate neuerer Erfindung für elek-
trisches Licht aufgestellt worden, die
die ganze Umgebung des Monuments
hell beleuchteten. Die beiden Spazier-
gänger konnten das Denkmal von
weitem an einer Biergasse des Boul-
vardes erblicken. Zugleich aber be-
rückte auch eine eigenhümlich klä-
gernde Stimme ihr Gehör.

„Hörst Du?“ fragte Daubac.

„Ja, wahrlich! Ich höre ein
betruerndes,“ meinte Bellangin.

„Aber nein, diese Stimme hat
etwas Ueberraturliches, einen ehernen
Klang, Himmel, es ist die Statue
selbst, die spricht: die Statuen pflegen
zuweilen in solch fernenhellen Nächten
zu sprechen.“

„Aber, wenn sie wirklich redet,“
warf Daubac ein, „so können wir
fragen an sie stellen und weitere Auf-
schlüsse von ihr erhalten; sie wird uns
ihre Dantbarkeit nicht verlagen —
aber hören wir zuerst, was sie sagt.“

„Sie eillen näher und verbergen sich
hinter einem Baum, da sie fürchteten,
durch ihr Erscheinen die Rede der
Statue zu unterbrechen. Da vernahm
sie deutlich die Worte:
„Ach, wie groß ist mein Mißge-
schick, und welcher Hohn auf alles,
was man Ruhm nennt! Dreißig
Jahre hat man gewartet, um mich

endlich in Bronze zu gießen. Dreißig
Jahre lang konnten jene, die am Tage
nach meinem Tode ihren Beitrag für
dieses Denkmal geleistet haben, daran
zweifeln, daß ihr Geld niemals wieder
aus der fragwürdigen Kasse zum Vor-
schein kommen würde, in die es ver-
schlungen war. Nun erfahren diese
braven Leute endlich, daß sie nicht be-
trogen sind; zugleich erfahren sie aber
auch, daß sie, um mich zu sehen, die
innere Stadt verlassen und sich mit
dem Omnibus in einen Stadtteil
begeben müssen, der ihnen ebenso
fremd ist, wie mir: umgeben von
Wäldern, deren Bewohner weder der
Sprache noch den Gefühlen nach zu
den Franzosen gehören. Und nicht
genug an dem! Eine riesige Gießerei
könnte ja möglicherweise dazu führen,
daß einstmals mein Monument in eine
weniger edle Gegend versetzt würde,
aber das Standbild als solches würde
überall und immer gleich lächerlich
sein, und das bringt mich zur Ver-
zweiflung! Dieses Gesicht, dieses Hal-
tung! Wenn ich der ärgste Dummkopf
gewesen wäre, hätte man mich nicht
anders darstellen können! Der
Lehnsfuß, auf den man mich gesetzt
hat, ist plump und abschätlich; meine
kräftigen Hände, die würdig eines
Schmiedes gewesen, sind schlank und
zart! Die eine muß eine Gansfeder,
die andere die nötigen Papiere halten!
Einen ganzjährigen Körper
haben sie auf sechszigjährige Beine
aufgepfanzt; die Arme haben ein un-
bestimmbares Alter. Nie habe ich
eine solche Nase gehabt, die mich zu
schleien zwingt; ich erkenne weder
meine Siegel noch meine Weste, und
dieser viel zu knappe Rod würde mich
mehr als eine Zwangsjacke an jeder
freien Bewegung hindern! Oh, welche
Quaal! Und der Urheber dieses me-
tallenen Spottbildes ist mit einem
Orden ausgezeichnet worden! Er,
der seinen Ruhm nur auf den meinen
gründet; und die, die mich kannten,
werden nicht den Muth haben, ihn zu
bespäßen und offen zu sagen, daß sie
mich nicht erkennen. Ach! Dreimal
wehe! Die Beurtheiler, die man auf
einem rotglühenden Kofz ver-
brannt, hatten weniger zu leiden als
ich durch dieses schändliche Spottbild!
Wehe über die Ungründlichkeit Gottes
und über die Dummheit der Men-
schen! Wehe über meinen Glorien-
schein, der dem Gespötte der Nachwelt
preisgegeben ist! Ich habe nur einen
Trost in meinem Unglück: Statt mich
in Marmor nachzubilden, hat man
mich in Bronze gegossen; Bronze giebt
den Muth an — vielleicht wird der
gütige Himmel eines Tages einen
Muth entfenden, um mich zu vernich-
ten!“

„Er spricht seinen Schmerz groß-
artig aus,“ sagte Bellangin, „seine
Reuebewegungen sind ausgezeich-
net abgerundet.“

„Ja,“ nüstelte Daubac, „bin zu
Thyranen gerührt; jetzt ist der Augen-
blick gekommen, in dem wir uns ze-
igen und unser Mißgeschick ausdrücken
können... Großer Meister! Segne
die Vorführung, die uns senbet, um
Deine nur zu sehr berechtigten Klä-
ger verkommen zu machen. Die bei-
den Sterblichen, die Du zu Deinen
Füßen siehst, werden das Unrecht gut
machen, das ein unschätzbare Bildhauer
Deinem Andenken hatte zufügen
können. Was kümmert es die Nachwelt,
ob Du eine mehr oder weniger lange
Nase, einen mehr oder minder weiten
Rod hattest? Was sie vor allem zu
kennen wünscht, ist das Leben des
Dichters, seine Neigungen, seinen
Charakter, mit einem Worte sein in-
tellectuelles, moralisches Bild. Dies
alles haben wir, dieser Herr und ich,
unternommen, der Welt in einer
Biographie zu veröffentlichen!“

„Bisher haben mich die Biographen
nicht weniger entsetzt als der Bild-
hauer,“ jammerte Loutardeau.

„Du sprichst die Wahrheit, verehrter
Geist; tausend alberne Flugschriften
sind über Dich veröffentlicht worden,
aber das Werk, das wir Dir widmen
wollen, wird unter ungleich engeren
Bedingungen entstehen. Erstens ist
Lautuelle bereit, es zu verlegen, was
eine höhere Bürgschaft bietet;
dann will der hier anwesende ausge-
zeichnete Kritiker Bellangin, der mich
mit seiner Freundschaft beehrt, die
Vorrede verfassen und die Blüten
seines Stills...“

„Aber, ich werde ganz besonderen
Fleiß an den Artikel verwenden,“
sagte Bellangin, „sei ganz unbesorgt!“

„Dante,“ sagte die Statue, „ich
fühle mich sehr geschmeichelt, daß der
Herr sich meiner annehmen will; ich
kenne ihn nicht, aber der Krater sei-
nes Vulkans scheint aus einem
sehr seltenen Pelzwert zu sein.“

„Ganz richtig, der Krater ist aus
tauschlichem Jodel. Das ganze Re-
benschäufel wurde mir in Kaufhall
auf ausdrücklichen Wunsch des Jaren
von tauschlichen Kammerer über-
reicht,“ sprach Bellangin.

„Was mich anlangt,“ fuhr Daubac
fort, „ich bin nur ein einfacher
Bureauchef, ein Einbringling in der
Welt der Gelehrten und Schriftsteller,
aber ich habe hier,“ er zeigte dabei auf
seine Nase, „Dokumente, deren Auf-
sicherung an das Publikum aus ohne
jeden Kommentar genügen würde, um
ein Bild von Deinem eigenhümlichen
Wesen zu geben. Diese Schrift-
ten, zum größten Theil von Deiner
eigenen Hand herrührend, wurden in
Deinen Mappen gefunden.“

„Ich war in der That fünfundsier-
zig Jahre alt, wie es aufgeführt
wurde: es ist jedoch ein Werk aus
meiner ersten Jugend, das von drei
Theaterdirektoren zurückgewiesen
worden war. Also bis auf das hin...“

„Du warst damals mit den be-
rühmtesten Schriftstellern und Künst-
lern Deiner Zeit befreundet: Bachore,
Saboulard, Ferantille, und ihre
Rathschläge haben sichtlich dazu beige-
tragen...“

„Aber mit achtzehn Jahren, als ich
die „Königin von Kongo“ schrieb,
kannte ich diese Leute nicht.“

„Das erste, was Du schreibst, wa-
ren lustige Lieber.“

„Nein, es war ein Gedicht in zwölf
Gefängen über Amerigo Vespucci mit
einem Anruf an die heilige Dreifaltig-
keit.“

„Da nicht zu leugnen ist, daß die
Gegenstände, die uns umgeben, un-
vermeidlich einen Einfluß auf unsere
Gefühle ausüben, steht außer Zweifel,
daß die Idee zu dem Drama „Kü-
stler von der Insel Elba“ ihm von der
Statuette des Grenadiers einge-
flößt war, die er immer auf seinem
Tisch vor sich hatte.“

„Im Gegenheil, ein Freund hatte
mir die Statuette zum Andenken an
die letzte Vorstellung geschenkt.“

„Ebenso wie ihn das herrliche Bild
von Bacuber zu seinem Roman „Die
Schiffbrüchigen“ begeisterte hatte.“

„Das ist ja arg! Jedermann außer
Ihnen weiß, daß dieses Bild im Hin-
blick auf meinen Roman gemalt ist.
Sind Sie nun bald zu Ende?“

„Warte nur! Sieh, ob uns nicht
die geringfügigen Einzelheiten Dein-
es täglichen Lebens betannt sind: Er
stand um sechs Uhr auf, trant seine
Schule Milch, ritt eine Stunde, tam
zum Frühstück nach Hause, nahm ge-
wöhnlich nur weiche Eier, ging dann
wieder aus, diesmal zu Fuß, mit sei-
nem Weichschuh in der Hand, und
kam dann...“

„Halt! Woher haben Sie das alles
genommen?“

„Aus einem Briefe, den Du an Sa-
boulard gerichtet hast.“

„Aha! Zum Theil ist es ja rich-
tig. Ich erinnere mich dieses Briefes,
in dem ich meinen Kollegen über einen
Landaufenthalt in der Nähe von Nantes
berichtete. Ich blieb aber nur eine
Woche dort, habe also nur acht Tage
auf solche Weise zugebracht. Ach!
Tage von vierundsechzig Jahren!“

„Was nun folgt, wirst Du aber
nicht leugnen: Ein großer Feinschme-
cker, war er auch Liebhaber guter
Weine (wir haben die Rechnungen des
Weinbändlers); ihrer feinen Blume
verdant er auch die Begeisterung, die
man an allen Gedichten bewundert.“

„Aber mein lieber Freund, als ich
jene Lieber dichtete, war ich ganz jung
und arm wie eine Kirchenmaus, da
trant ich lediglich Wasser. Außerdem
hatte ich niemals eine Vorliebe für
Wein und habe nur für meine magen-
trante Schwester, als sie später zu
mir wohnen kam...“

„Gut, gut, wir wollen es glauben:
nun wirst Du uns aber wahrheits-
lich auch widersprechen, wenn wir
etwas über Deine heimliche Liebe zur
Prinzessin sagen!“

„Eine Prinzessin? Seid Ihr wahr-
sinnig?“

„Ja, Sophie Gesta. Du
hattest wohl alle ihre Briefe ver-
brannt, aber Du hättest auch die Ab-
schriften vernichten müssen!“

„Auf den Hofen hab' ich schon
pörmal geschossen und nie getroffen.
Der scheint ja die Unsterblichkeit an-
streben zu wollen.“

— Herr: „Denken Sie sich, Fräu-
lein Mathilde, ich träumte neulich,
daß ich Ihnen eine Liebeserklärung
gemacht hätte!“ — Fräulein (grüß):
„Su dummi!“ — Herr: „Nicht wahr,
wie man nur so albernes Zeug träu-
men kann!“

Der Philosoph.



„Auf den Hofen hab' ich schon
pörmal geschossen und nie getroffen.
Der scheint ja die Unsterblichkeit an-
streben zu wollen.“

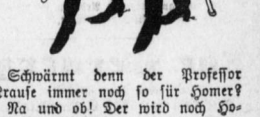
Nassimiri.



„Ich will alle Hülfe aufprobiten.
Wenn dann meine Freundin einen
dabon kauft, kann ich mit gutem Ge-
wissen sagen, daß ich ihn schon ge-
tragen habe.“

— Herr: „Das heißt
aber Pech haben! Mühe ich mich da
einen ganzen Monat ab, von rüd-
wärts durch die Mauer ein Loch zur
Rafte des Banthaus zu brechen und
dortweit macht der Banthier vorne
— bantrott!“

Klassische Krankheit.



„Schwärm denn der Professor
Krause immer noch so für Homer?
Na und ob! Der wird noch So-
meroiden kriegen!“

— Macht der Gewohnheit.
Gefängnisdirektor (zum unschuldig
Verurtheilten): „Ihre Anschuld hat
sich glänzend herausgestellt; Sie sind
frei, nachdem Sie zehn Jahre gefesselt
haben; aber lassen Sie sich das zur
Warnung dienen, und thun Sie es
nie wieder!“

— Eifersucht. Gatte: „Wan-
rum hast Du denn das Mädchen ent-
lassen; sie war doch sehr hübsch.“
Gattin: „Ja, das mag sein; aber
Frau Scheiber vor, nebenan hat in
drei Wochen acht Dienstmädchen ent-
lassen, und ich nur sieben; ich werde
mich von der Frau nicht übertrun-
pfen lassen!“

China uns „über“.

Das liebe Schwaben hat schon viel
Unheil angerichtet. Da ist es in Chi-
na gut bestellt. Die Chinesen verlangen
von ihren Frauen nicht nur Liebe
und Treue, sondern auch — Schwere-
n. Das Gesetz gibt dem Ehemann
das Recht, sich von seiner Frau schei-
den zu lassen, wenn er beweisen kann,
daß sie zuviel schwätzt. Wer also
eine schwachblütige Frau los sein will,
braucht bloß mit ihr nach China zu
ziehen.

Möglichkeit.

„Das ist nicht möglich!“ sprach man
früher —
Und man behielt auch damit recht.
Denn in dem gleichen einen Kreise
Blies da Geschlecht noch um Geschlecht.

Ehler.

Mein Dienst, daß hat Keugeter
Schön wie die blauen Weiger,
Die funkeln in sein' G'sichter,
Als wie a G'schtaumlichter.
Und erst die schönen Vater,
Und dann die weißen Vater,
Im rosenrothen Minder,
Als wie a ganz kloos Kinder.
Es is ja schier a Engel,
D' möcht's mich doch a vengertl.

— Kavaliere aus Ver-
lin D. „Wehste, Ma, vor vier
Wochen habe ich mir schon einen Knoten
in's Taschentuch gemacht, denn damit
war ich endlich mal ein reiner Name,
— und heute trage ich es noch. — Re,
ich bin doch zu glücklich!“

— E r t n n i s s i c h . Arzt (liest
in der Zeitung die Todesanzeige von
einem seiner Patienten): Na, den
hätte ich auch wieder von seinen Ver-
ben erlöst.

— Ein Schlaupf. Mei-
ner (unwilling, zum Lehrling): Du
scheinst mir ein verwöhnter Prinz zu
sein! Ich esse die Käsekrinder immer
mit. — Lehrling: Sehr wohl, Mei-
ner, dann werde ich sie immer für
Sie übrig lassen.

„Dieser Ritter von der Gasse,“ be-